

# Erster Teil: Briefe aus Istanbul

7. August

**M**ONSIEUR LE PROFESSEUR,

es ist beruhigend, Ihnen in diesen wirren Zeiten unter dem schweigenden Mond, der wie eine eiserne Scheibe den Bosphorus bescheint, schreiben zu können. Sie wissen, Monsieur, nichts ist gewiss; vor allem nicht das Wort. Ich behielt mir während der ganzen Überfahrt im Hinterkopf die Absicht vor, Ihnen frühestmöglich zu schreiben. Gerne hätte ich das schon früher erledigt, doch die Dinge sind mir etwas aus der Hand geglitten.

Meinen letzten Brief haben Sie sicherlich erhalten und bereits gelesen. Sicherlich sind Sie auch mit vollem Verständnis meiner Bitte nachgekommen, mir rasch eine Antwort zu schicken. Sie wissen – die rastlosen Umstände drängen nach schnellen Antworten, von denen ja so viel abhängt! Ich denke, Ihre weitläufige Einsicht und stets abwägende Vernunft, die ich seinerzeit als Ihr hitzköpfiger Student immer an Ihnen bewundert hatte, erlauben Ihnen, die zähe Kälte der ungeduligen und wortbrüchigen Zeitinteressen zu verstehen, in die Menschen wie ich unerwartet und zuweilen wider Willen hineingerissen werden. Wer lässt uns schon die Wahl?

Aber ich brauche Ihnen diese Dinge nicht vorzutragen, nicht wahr? Sie begreifen die Tiefe der Zeitinteressen, die sich gerne in Unscheinbarkeiten – wie Sie es stets betonten – einhüllen, sicherlich weit grundsätzlicher als ich es tue. In Ihren zahlreich besuchten und gedankenvollen Vorlesungen – dar-

an erinnere ich mich ganz genau – beteuerten Sie sorgsam in geschichtlichen Exkursen, dass der Strom der Zeit nicht vom Willen eines einzelnen Individuums gelenkt wird – nein! –, dass er vielmehr von der unkoordinierten Summe der Einzelwillen abhängt, in der einige Individualinteressen zusammen-treten, andere wieder bestimmte ausschließen und ausgrenzen oder lediglich in nützlicher Weise in ihre Kreise einbinden; dass aber schließlich massive, teilweise unvorhersehbare Zusammenstöße eintreten, die den Gang der Dinge brechen, aufwühlen, beschleunigen oder dämmen. Geschichte, pflegten Sie in solchen mitreißenden Momenten Ihrer Vorträge zu sagen, sei nämlich das Resultat dessen, was keiner wollte, da alle etwas wollten.

Monsieur, selbst hier in dieser kühlen, schweigsamen Nacht, die einen leichter die Mühsal des Lebens vergessen lässt, höre ich das Echo jener Worte, die Sie mit ernstlicher Mahnung und doch spöttischer Ironie Ihren Zuhörern entgegen warfen. Ja, ein Lächeln konnte ich mir in diesen Momenten nie unterdrücken. Ich hatte stets Vergnügen an Ihrem rednerischen Zusammenspiel von Ironie und Ernst – also an Ihrem Humor.

Wie dem auch sei, da ich mir Ihrer tiefen Einsicht sicher bin, weiß ich, dass Sie meine und die Lage meines Sohnes – Ismael – wohlwollend nach allen Richtungen hin durchschauen. Es bleibt nicht viel Zeit.

Sie erwarten wahrscheinlich, dass ich Ihnen mit diesem Brief antworte. Ich muss Sie enttäuschen! Verzeihen Sie, dass ich mich dazu nicht imstande sehe.

Ich habe Ihr Antwortschreiben auf meinen Brief aus Damaskus nicht lesen können. Sie haben Ihre Antwort sicher an die von mir angegebene Adresse in Damaskus geschickt.

Ob Ihr Brief angekommen ist? Das kann ich nicht sagen. Ich musste jäh die Stadt verlassen; alles hinter mir lassen und schnellstmöglich weg. Unerwarteterweise musste ich – vielleicht zwei Tage, nachdem ich Ihnen meinen Brief in aller gebotenen Eile zugesendet hatte – mit meinem Sohn weit früher als geplant das uralte und doch ewiglebendige, in der weiten, steppenhaften Levante leuchtende Damaskus fliehen. Wissen Sie, es wurde von Tag zu Tag unruhiger. Es war nur eine Frage der Zeit bis die Flucht unvermeidlich werden musste. Doch ich hatte nicht geahnt, dass das Unvermeidliche derart unerwartet einschlägt. Das macht es womöglich unvermeidlich.

Von allen Seiten schlich sich auf Zähen allgemeine Gesetzlosigkeit in die Straßen und in die zahlreich ineinander strömenden und verknoteten Gassen. Blindheit und Henkerswut ergriff allmählich Herrschaft über Stadt und Menschen. Recht und Achtung wurden verdrängt oder plattgedrückt. Das Wort galt nicht mehr. Der Geist wurde nach und nach durch Gewehrkolben gefangen und erstickt. Es ist schrecklich, sage ich Ihnen, wenn der Mensch das Wort nicht mehr anhört, da die skrupellose Gewalt eines stummen Metalls keine Sprache kennt. Ich kann mich bücken, mich anpassen und mich in freien Nischen einfinden, die sich aus den Widersprüchen ergeben; aber als Vater konnte ich diese schreckliche Rücksichtslosigkeit vor meinem Kind nicht verantworten. Also – was sollte ich anderes tun?

Ich sah, wie Dunkeluniformierte mit schweren Waffen täglich mehr und mehr in den Damaszener Gassen patrouillierten. Wissen Sie, ich hatte weniger Furcht vor den lebensvernichtenden Werkzeugen, als vielmehr unsägliche Angst vor den finster umwölkten, mit Grimm verzerrten, pechleeren Gesichtern derer, die solche Werkzeuge trugen; in ihren

Blicken – nichts Menschliches, was auf das Menschenwort zu reagieren vermochte, alle Empathie mit dem berechnenden Automatismus des Befehls aus dem Herzen getilgt, nur dem Befehl horchend, jederzeit zugriffsbereit, kein natürliches Lächeln, kein unbeschwerter, sorgloser Gruß von Mensch zu Mensch, nichts von alledem; Nein, ich sah vor mir Maschinen am Werk, die aller menschlichen Sinne verlustig geworden und zu allem bereit waren, was obrigkeitliche Willkür von ihnen nur mit einem Wink zu verlangen brauchte. Sie kannten nur die unbedingte Pflicht zum Gehorsam.

Schlimm, nicht wahr? Wirklich schlimm. Sie, als Rechtsprofessor wissen oder können sich zumindest eine Vorstellung von dem Ausmaß desolater Zustände machen, in denen die normative Kraft des Rechts der normativen Macht der Gewalt weicht. Gesetze werden bedeutungslos und Gesetzbücher sind dann allenfalls für einen glimmenden Kamin nützlich, der zumindest an kalten Tagen wärmt. Wie soll ich es beschreiben? Das Wort hilft kaum weiter, wenn der Leidende weder das Recht noch die Vernunft anrufen kann. Das unendliche Unrecht, das den Menschen zugefügt wird, ist nicht tragbar, und doch bleibt uns keine andere Wahl, als es zu schultern.

Am Abend des Tages, an dem wir losbrachen, sah ich zum frühen Mittag auf der Gegenseite meines kleinen Büros eine Gruppe von Personen mit eben solch platten Gesichtern, wie ich sie Ihnen zu beschreiben versuche. Sie standen wie eine Mauer vor dem Lokal von Mustafa, in dem ich für gewöhnlich zu Mittag aß. Eigentlich war ich auf dem Weg ins Lokal. Als ich jedoch die finsternen Augen dieser starken, großgewachsenen und befehlsgetrimmten Männer, von denen einige ihre Augen mit blankschwarzen Sonnenbrillen verdeckten, erblickte, mochte ich nicht mehr rein gehen. Ich wollte mich

nicht in eine Gefahr stürzen, aus der es kein Entkommen gab. Ich versuchte – nachdem sich die bizarre Situation vor mir aufrollte und eine bittere Ahnung sich meiner zitterigen Gedanken annahm – meine Absicht, ursprünglich in das Lokal einzutreten, zu verstecken.

Mag sein, dass es feige von mir war. Ja es war bestimmt feige. Das denken Sie sicherlich. Doch in dem vermeidbaren Chaos in der Welt, in dem jeder machtlos dem Henker ausgeliefert ist und jeder dem Nächsten zum Henker gemacht wird, kann der Betroffene zuweilen nur zwischen Feigheit und Tod entscheiden. Ich wollte nicht hineingerissen werden; ich bin ja Vater und hatte mein unschuldiges Kind zu schützen.

So zog ich unter der dürren Hitze der levantinischen Sonne eine Zigarette aus der Tasche und tat, als ob ich nur eine Zigarette rauchen wollte und mit dem Lokal nichts zu tun hätte. Einer in der Gruppe – womöglich deren Anführer, denn er war der Einzige, der sprach – zerrte im Stillschweigen seiner Unterwiesenen und aller Umstehenden mit ungezügelter Gewalt einen alten, weißlockigen und graubärtigen Herrn aus dem Lokal, der dieses seit Jahren täglich besuchte.

Ich erinnere mich gut an ihn, dann und wann hatten wir gar muntere Gespräche, während wir Tee tranken; er hieß Khaled. Er sprach vorzugsweise über seine Enkelkinder und natürlich über die großen Weltreligionen und die Lehren der Propheten. (So fing er gerne seine Sätze an – mit den Worten der Propheten.) Ein freundlicher und zugleich armer Mensch, der mit seiner einfältigen, bescheidenen Existenz auf beneidenswerte Weise zufrieden war. Er schloss seine Sätze stets mit einem schweren, melancholischen und schicksalsergebenden Maktub – So sei es –, womit er gleichsam eine Art metaphysische Welt – eine von Menschen unbetretene und ihnen

unbekannte Dimension – in den zerrinnenden Augenblick der Vergänglichkeit einschloss.

Jedenfalls zerrten sie den gebrechlichen Alten ohne Rücksicht auf Alter und bitteren Unschuldsbekundungen, ohne Anhörung und Anklage, mit Hohn, Spott und Schlägen aus der Tür, schmissen ihn wie ein Sack Getreide in einen dunklen, ungekennzeichneten Van und zogen ab. Sie hinterließen Staub und Fragen, von denen alle Beobachter wussten, dass niemals Antworten folgen würden.

Ich war furchtbar aufgeregt. Die Hand zitterte mir so stark, dass mir die Zigarette aus den Fingern fiel. Meine Brust bebte wie ein aus Jahrtausenden erwachender Vulkan, und es war mir unmöglich, Atem und Gedanken zu beherrschen. Maktub! Maktub!..., hörte ich seine greisige Stimme immer wieder in meiner Seele herumwandern, wie eine pendelnde Warnung. Im eigentümlichen Ton seiner Stimme lag die Wehmut von ererbten, von Vorfahren an nachgeborene Generationen weitergereichten, sich in Knochen und Gelenke eingemeißelten Arbeit. Wo wohl der alte Khaled jetzt ist? Niemand weiß es.

Stellen Sie sich vor, wer konnte und sollte ihm jetzt helfen und ihm Beistand leisten, wo das Alter die physische Frische zersetzt und den Geist zerfasert, wo Khaled nicht Lesen und Schreiben konnte, wo er nur die in verdammter Armut, über Dynastien überlieferten Aussprüche der Religionen im Geist hatte und täglich, zufrieden einen Tee schlürfend, über die Propheten in seiner einfältigen Weise räsonierte. Er war der Gewalt der Verhältnisse ausgeliefert, wie wir alle.

Für mich stand mit diesem traurigen Ereignis fest, dass ich, zumindest um meines Kindes Ismael willen, noch am Abend desselben Tages Damaskus, ja die Levante womöglich